

Der Feldprediger

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **5 (1915)**

Heft 43

PDF erstellt am: **20.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642643>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gespannt. Besonders viel Arbeit und Kopferbrechen bereitete uns der Vorhang „Die Rolle“; doch erfand Spazzo schließlich eine sinnreiche Aufzugs-Vorrichtung, die uns dann nachher wirklich selten im Stiche ließ. Als Symbol unserer künstlerischen Bestrebungen klebte ich auf die Vorderseite des grünen Vorhangstoffes eine aus Silberpapier ausgeschnittene Lyra auf.

So war alles aufs Beste vorbereitet, als der große Tag endlich heranrückte und ein Zeitungsinserat von unserem löblichen Vorhaben aller Welt Kenntnis gab.

Unsere Uraufführung nahm vor leidlich gutbesetzten Bänken einen verheißungsvollen Anfang und programm-mäßigen Verlauf. Wir kamen uns in den durch einen Corpsbruder eigenhändig gefertigten roten Mützen und in unseren durch Aufnähen von Silberborten wenigstens unkenntlich gemachten Sonntagsröcken großartig und echt studentisch vor. Die Umwandlung des schlanken Kommilitonen Fiske in eine ältere, corpulente, Dame, die einzige Repräsentantin des Ewigweiblichen in unserem Kreise, nahm zwar zuweilen unheimlich viel Zeit in Anspruch. Glücklicherweise konnte man indes vom Zuschauerraum aus durch die dünne Stoffwand hindurch den einzelnen Phasen des Verkleidungsaktes folgen, weshalb unser Premièrenpublikum seine Ungeduld leidlich zu zügeln vermochte. Als wir freilich einmal sogar bei offener Szene auf das Erscheinen der ehrbaren Jungfer Sabine Althaus warten mußten, tönte es wiederholt von den Bänken herauf: „Se do — bringed er sie nūme fūre?“

Sobald dann aber die Bielersehnte auf dem Plan erschien, war die gute Laune jeweilen wieder allseits hergestellt. Besondere Heiterkeit erregte es, als Fiske einmal in der Eile vergessen hatte, vor seiner Weibwerdung die Rannenstiefel auszuziehen.

Halb berauscht von der Aufregung und dem Glück des Spieles, vom lauten Beifall ordentlich eitel gemacht, näherten wir uns jetzt dem Höhepunkt und Schlußakt, der großen Kneipe, mit der wir dem Tag so recht die Krone aufzusetzen gedachten. Während wir bei den Uebungen gewöhnlich nur dünnen Most oder auch gar nichts getrunken hatten, durfte jetzt der helle Nektar unter keinen Umständen fehlen; und schon der Illusion zulieb, mußte jeder Zug studentische Uebung verraten. So war denn der Weinvorrat, über den unser Kneipwirt hinter den Kulissen verfügte, schon nach dem zweiten oder dritten Austritt erschöpft; auf unser dringendes „Wein her!“ platzte der Wirt zuletzt mit dem Verzweiflungsrufe auf die Bühne heraus: „So, ihr tumme Chaiße, wenn i kein' me ha!“

Sein besser bestellter Kollege von der Wirklichkeit ließ es sich nun angelegen sein, ihm unter freundlicher Mitwirkung des Publikums genügend neuen Stoff hinter die Bühne zu schmuggeln, wodurch das Spiel wieder von Szene zu Szene an Echtheit gewann. Einzelne Corpsbrüder waren bereits so sehr mit ihren Rollen verwaschen, daß es nicht mehr möglich war, eine genaue Grenzlinie zwischen Mensch und Mimen zu ziehen. Wohlwollende Zuschauer sahen mit ernstlicher Besorgnis einer Katastrophe entgegen, während andere mit der angenehmen Möglichkeit rechneten, das bezahlte Eintrittsgeld zurückverlangen zu können. Vielsagende Blicke kreuzten sich im Zuschauerraum. Ein altes Bäuerlein sagte mitten im Spiel ganz trocken zu seinem Nachbarn: „Du, Kueret, iez nimmt's mich nūme Wunder, worum 's Studiere so vill Gält host . . .“ Wir hatten eben vorher

in den höchsten Tönen das Lob eines Zwölffsemestrigen gesungen, auf welchen Kantus sich der Verfertiger der Textunterlagen besonders viel zu gute tat:

... Runnt' man ihn erst singen hören,
Wenn der Wein nach oben ging!
Engel mußte es betören,
Wenn er an zu singen fing.
Denn er scheute keinen Schweiß,
Sang mit echtem Burschenfleiß:
Lauter als die andern all',
Klangvoll wie ein' Nachtigall.

Der hierauf folgende, im landesüblichen Moritatenstil gehaltene Einzenvortrag, wäre bei einem Haar ins Wasser gefallen. Schon der Umstand, daß der zum Vortrag Aufgeforderte nicht vom Stuhl aufzustehen wagte, stand einigermaßen mit den Eingangsworten seiner Darbietung im Widerspruch:

Ich erhebe mich mit Schauern,
Nämlich, ich muß sehr bedauern,
Die Geschichte, die ich bringe,
Handelt über schwere Dinge.

Immer war man im Zweifel darüber, ob die Ausbrüche der Heiterkeit dem Vortragsstück oder dem Zustande des Vortragenden galten, wenn dieser mit den merkwürdigsten Hand- und Armbewegungen deklamierte:

Ein Jüngling hatte ein Mädchen lüb,
Er lübte sie mit heißem Trüb,
Er schlich zu ihr in finst'rer Nacht,
Da weder Mond noch Sonne lacht!
Er schlich mit liebewarmem Sinn
Nebst einer Leiter zu ihr hin,
Und stellte seine Leiter —
Und so weiter . . .

Hier ließ ihn plötzlich das Gedächtnis im Stich; es war ein Glück, daß das Kneipppräsidium in der Lage war, in den Riß zu treten und die Hystoria selber zu Ende zu erzählen. —

Durch eine geschickte Abkürzung, die das Ueberspringen einiger Auftritte ermöglichte, gelang es diesem letzteren, die Situation in dem Augenblick zu retten, als sie bedenklich zu werden drohte. Etwas verfrüht aber für einzelne fast wie eine Erlösung tönte der Schlußkants durch den niedrigen Raum, und der grüne Vorhang mit der silbernen Lyra deckte unseren teilweisen Schiffbruch mit dem Mantel der Liebe zu.

Trotz ihres ausgesprochen feuchten Charakters war unsere Aufführung nachträglich ein wenig Staub auf. Einzelne Mitwirkende schieden zufolge elterlichen Nachspruches aus unserer Gesellschaft aus, die Lösung der Defizitfrage kurzerhand den andern überlassend. Durch die gemachten Erfahrungen gewißigt, gelang es uns aber mit der Zeit doch, unsere Schluppe nach Möglichkeit auszuweichen. Wir hatten durch sie eine eindringlichere Lehre erhalten, als durch manche Moralpredigt. Die „Studentenbraut“ ging in der Folge, von dem pseudonymen Verfasser erfolgreich durchgesehen, noch mehrmals mit Glanz über die Bretter, jedesmal war es unsere ängstliche Sorge, der allzu großen Lebensechtheit einzelner Szenen vorzubeugen. Nur eines haben wir trotz der verzweifeltsten Anstrengungen nie fertig gebracht: aus unserer Kunst eine mekkende Ruh zu machen.

Der Feldprediger.

(Aus einem Soldatenbrief an die „Freiämter Ztg.“)

Das Regiment marschiert auf der staubigen Landstraße. Der Weg ist weit, der Saß schwer. Eine weiße Wolke umgibt die Marschkolonne und streut auf die dunklen Uniformen ein unsaßbares Graugemisch.

Er ist nicht mehr da, der die Truppen aufheiterte, der denen Mut zusprach, die ermatten wollten. Seine Worte eilen nicht mehr durch die Reihen, tragen nicht mehr die muntere Hoffnung einher, die belebt und tröstet.



Unsere Truppen im Cessin. — Wachaufzug.

Freilich, der Soldat braucht, um tüchtig zu sein, vor allem eine gute Suppe; seine Gamelle muß er gefüllt finden, wenn er ins Biwak kommt, eine Decke muß er haben und Stroh, um seine müden Glieder darauf auszustrecken. Aber in den Tagen der Arbeit, der Langeweile ist ihm auch ein Schimmer jenes Ideals von Rötten, das die Mühen leicht ertragen läßt, und darnach er verlangt. Wohl läßt es sich auch leben, wenn Regen fällt, und Nebel die Sterne am Himmel auslöscht, aber wenn die Sonne erscheint, welches Werden, welche Freude, und vor allem, welche unerschöpfliche Quelle an Kraft und Wachbarkeit!

So, Sonnenstrahlen in den Händen tragend, schritt er neben seinen Truppen hin, ließ von seinen Lippen heitere Lebenslust sprudeln; jeden Mann kannte er, und erriet das Seelenleben jedes Mannes. Seine breite Brust unter der schwarzen priesterlichen Uniform schien immer neue Kräfte zu gebären. Sein blond leuchtender Bart, der das willensstarke und dabei zarte Gesicht umrahmte, umspielte ein Widerschein von Wohlwollen und Hochachtung vor der Mannschafft. Er bewunderte sie, sie bewunderten ihn.

Das Dörflein, darin seit einigen Tagen das Regiment untergebracht ist, liegt weit ab von jeder Stadt, von jedem Verkehr. Ein verlorener Winkel der Langeweile, eine zerbröckelnde Zufluchtsstätte inmitten von Baumgärten.

Die Abende sind traurig. Der Tag legt sich zur Ruhe gleich einem schwachen Greis und erhebt sich spät, wie ein Kränklicher.

Er aber hat es verstanden, seinen Leuten eine Heimstätte zu schaffen, die einzelne nie gehabt, andere bedauern, sie verlassen zu haben. Und in einer zum Lesesaal umgewandelten Scheune ist das Leben wieder erwacht, mild und freundschaftlich.

Monate sind verstrichen. Das Elend nahm seinen Lauf. Soldaten mußten zu Hilfe genommen werden, die im Laufe ihrer täglichen Arbeit Wäsche und Kleider verbraucht hatten.

Aber Bürgersoldaten, die den höchsten Stolz, den das Vaterland zu verteidigen, in sich tragen, mit einem Almosen beizuspringen, ist eine delikate Sache.

Aber der, der die Seele von jedem seiner Mannen kannte, verstand es, die angestauten Vorräte zu verteilen,

ohne daß je einer die Wunde fühlte, die ein stolzes Herz unter einer ungeschickt gespendeten Gabe empfindet.

Auf einer Wiese vor einem Tannenwald wurde eine Rednerbühne erbaut. Die Schweizerische Fahne, die sie überragt, enthüllt ihr Silberkreuz im roten Grund.

Die Bataillone kommen und stellen sich vor der Fahne auf, die ein leichter Morgenwind bewegt. Aus der Ferne läuten Kirchenglocken. Der Tambour schlug. Das Regiment steht unbeweglich.

Jetzt erscheint er.

Seine durchdringende Stimme zittert, nimmt zu an Kraft und trägt auf starkem Flügel immer neue Gedanken. Er versteht es, die großen Symbole greifbar zu machen und dem Sehnen der Seele Wirklichkeit zu geben. Größer und größer wird das Vaterland, edler. Er entdeckt es in dem Opfer, das der Soldat bringt, in der Natur, die die zartesten Formen zu vereinen weiß mit grandiosen Erscheinungen. Und die Männer hören zu und denken nach, ernstlich und hingegeben über die Worte dessen, der ihnen götig sein ganzes Herz gibt.

Die Regimentsmusik spielt eine vaterländische Weise, deren Melodie an die eines Kirchenliedes erinnert, und still nehmen die Bataillone den Weg nach den Kantonementen unter die Füße.

Eines Tages ist das Regiment ausgezogen, den Saal mit 120 Patronen belastet. Die Sonne brannte, vertrocknet war die Landstraße. Wo aber ist unser Feldprediger, da niemand die fröhlichen Gesänge anstimmt, deren Taft die Schritte erleichtert?

Die Müdigkeit hat den Soldaten die Rücken gebeugt, der Gewehrriemen schmerzt auf den Schultern. Trotzdem — vorwärts! Vorwärts gleich einer Zelle dieses gewaltigen Organismus, der sich auf der weißen Straße wie eine Schlange fortwälzt.

Erst der Abend hat dieser Prüfung ein Ende gemacht, aber im Biwak läuft der kurze Laut von Mund zu Mund — der kurze Laut: Der Feldprediger ist tot.

Das Regiment marschiert auf der staubigen Landstraße. Der Weg ist weit, der Saal ist schwer . . .

Keiner singt — er ist nicht mehr da.